

Sich anklagen und sich loben. Feldstruktur und Funktion der Metapher

Giuseppe Galli (Macerata)¹

Sich beklagen, sich anklagen

Ein Genesender sagt zu sich selbst: „Ich fühle mich wie ein Fetzen! Ich tu mir selber leid.“

Wir können diese Aussage so analysieren, dass hier eine Eigenschaft des phänomenalen Objekts „Fetzen“ (Lappen) auf das phänomenale Ich des Sprechers übertragen wird. Dabei handelt es sich wahrscheinlich um eine Ausdrucksqualität (ein weiches Ding, das keine eigene Form hat, sondern diese von außen aufgedrückt bekommt, ein Ding ohne großen Wert etc.).

In dieser Übertragung negativer Eigenschaften von einem Ding auf das Ich scheint sich ein abwertender Umgang mit dem eigenen Ich zu vollziehen. ~~Tatsächlich kann~~ es sich jedoch auch um eine Form der Selbstbemitleidung handeln, die beim Sprecher selbst Mitgefühl hervorgerufen soll – die Person verdoppelt sich gewissermaßen.

Die Metapher mit ihrem drastischen Charakter ist eine sehr unterschiedene: „Ich fühle mich wie ein Fetzen“ erfüllt die Funktion eines Stoßes, eines Tritts mit dem Zweck, dass die Person endlich aktiv wird, um ihre Situation zu ändern und die erforderlichen Schritte zur Gesundung zu ergreifen. Die gleiche Metapher erfüllt hingegen eine andere Funktion, wenn sie von einer Person ausgesprochen wird, die gerade eine anstrengende Arbeit vollendet hat. Hinter der Formulierung „Ich fühle mich wie ein Fetzen! Ich tu mir selber leid“ kann sich auch eine Selbstanklage ver-

bergen, nämlich die, mit den eigenen Kräften Missbrauch getrieben zu haben. Diese Vieldeutigkeit wird noch unterstrichen durch den zitierten Aphorismus von Nietzsche: „Alles Klagen ist Anklagen“.

Ein zweites Beispiel: Eine alte Dame jenseits der neunzig Jahre spricht von sich mit Ausdrücken, die in ihrem Dialekt einen abwertenden Charakter haben: „a so una cioza imbariega“ (ich bin eine betrunkene Glucke); „a so un aloc, un ciù“ (ich bin ein Dummkopf, ein Kuckuck); „a so un zembal“ (ich bin ein Cembalo), usw. Das sind Ausdrücke, die nicht bloß beschreibend sind, sondern auch dazu geeignet sind, in der familiären Umgebung, in der die Person lebt, Mitgefühl hervorzurufen. Diese Appellfunktion wird noch deutlicher, wenn der Metapher das Adjektiv „arm“ vorangestellt wird: „Ich bin eine *arme* betrunkene Glucke“, „ich bin ein *armes* Cembalo“ usw.

In den Metaphern der alten Dame kann sich aber auch eine Anklage gegenüber den Familienangehörigen verbergen, nämlich die, dass sie vernachlässigt wird, dass man sie nicht ausreichend einbezieht und sich nicht um sie kümmert.

Die Funktion der Anklage ist ganz offensichtlich in einem berühmten literarischen Text, dem *Brief an den Vater* von Franz Kafka (1919).

In diesem Brief konstruiert Kafka eine Reihe von Gegenüberstellungen zwischen sich und seinem Vater, auf körperlicher wie auch auf psychischer Ebene:

„Ich war ja schon niedergedrückt durch Deine bloße Körperlichkeit.

Zusammenfassung

In diesem Aufsatz möchte ich mich auf Funktion und Rolle von Metaphern in der Beziehungsgestaltung zwischen Gesprächspartnern in zwei speziellen Situationen konzentrieren: zum einen in der Situation, in der sich eine Person über sich selbst beklagt, und zum anderen in der Situation, wo die Person mit sich selbst zufrieden ist und sich lobt oder sich loben lässt.

Mit der Wahl dieser Gegenüberstellung knüpfe ich an einem Ausspruch Nietzsches an, der folgendermaßen lautet: „Alles Klagen ist Anklagen, alles Sich-freuen ist Loben: wir mögen das eine oder das andere tun, immer machen wir jemanden verantwortlich.“²

Ich erinnere mich zum Beispiel daran, wie wir uns öfters zusammen in einer Kabine auszogen. Ich mager, schwach, schmal, Du stark, groß, breit. Schon in der Kabine kam ich mir jämmerlich vor, und zwar nicht nur vor Dir, sondern vor der ganzen Welt, denn Du warst für mich das Maß aller Dinge. Traten wir dann aber aus der Kabine vor die Leute hinaus, ich an Deiner Hand, ein kleines Gerippe, unsicher, bloßfüßig auf den Planken, in Angst vor dem Wasser, unfähig Deine Schwimmbewegungen nachzumachen, die Du mir in guter Absicht, aber tatsächlich zu meiner tiefen Beschämung immerfort vormachtest, dann war ich sehr verzweifelt und alle meine schlimmen Erfahrungen auf allen Gebie-

² Nietzsche: Strafen und Belohnen. Niemand klagt an, ohne den Hintergedanken an Strafe und Rache zu haben—selbst wenn man sein Schicksal, ja sich selber anklagt. - Alles Klagen ist Anklagen, alles Sich-freuen ist Loben: wir mögen das eine oder das andere tun, immer machen wir jemanden verantwortlich. In *Menschliches, Allzumenschliches*, 2. Bd. Vermischte Meinungen und Sprüche, n. 78.

¹ Übersetzung: Gerhard Stemberger



ten stimmten in solchen Augenblicken großartig zusammen.“ (<http://gutenberg.spiegel.de/buch/169/1>)

Gegenüber seinem Vater, der wie ein Riese aufragt, voll „Selbstzufriedenheit, Weltüberlegenheit, Ausdauer, Geistesgegenwart“ usw., beschreibt sich Kafka als eine „wertlose“ Person, die kein „Vertrauen zu eigenem Tun“ hat, „ein Nichts“.

Der Brief - obwohl nie aufgegeben - enthält dennoch eine imaginäre Antwort seitens des Vaters, die zumindest teilweise die Funktion der negativen Attribute und Metaphern enthüllt, die Kafka dem eigenen Ich zuschreibt.

„Lebensuntüchtig bist Du; um es Dir aber darin bequem, sorgenlos und ohne Selbstvorwürfe einrichten zu

können, beweist Du, dass ich alle Deine Lebenstüchtigkeit Dir genommen und in meine Taschen gesteckt habe. Was kümmert es Dich jetzt, wenn Du lebensuntüchtig bist, ich habe ja die Verantwortung.“

Wenn sich ein Sohn auf körperlicher Ebene als „Skelett“ beschreibt, also mit dem Symbol des Todes anstelle des Lebens, und auf der personalen Ebene als „ein Nichts“, also mit der absoluten Entwertung, dann wirft das alles auch auf den Vater als Erzeuger und Erzieher ein äußerst negatives Licht. Mit anderen Worten, die Selbstbeschreibung mit all den negativen Attributen und Metaphern entspringt der Absicht, auch den Vater in die eigene Negativität hineinzuziehen.

Die hier betrachteten Texte sind nur scheinbar monologische Beschreibungen einer Person von sich selbst. Tatsächlich handelt es sich um Selbstbeschreibungen, die *dialogischen* Charakter haben und eine präzise Funktion - nicht nur in linguistischer, sondern auch in psychologischer Hinsicht. In den drei Texten bemächtigen sich die Attribute und negativen Metaphern des Ichs der Person, indem sie die Schutzbarriere attackieren und überwinden, mit der wir - um mit dem amerikanischen Psychologen William James zu sprechen - unser eigentliches Ich umgeben.

In den ersten beiden Beispielen wird das Ziel verfolgt, mittels der das eigene Ich abwertenden Metaphern beim Zuhörer Mitgefühl und Zuwendung zu erwecken, aus denen die Person selbst und daher auch ihr Ich bestimmte Vorteile ziehen können. Dabei ist die Anklagefunktion nicht völlig ausgeschlossen, die im Fall des Briefs von Kafka an seinen Vater im Vordergrund steht. In diesem verwendet der Autor in einem rachsüchtigen und destruktiven Akt die sein Ich abwertenden Beschreibungen und Metaphern dazu, um seinen Vater zum Schuldigen zu stempeln und ihn in die eigene Negativität zu verwickeln.

Stellt man die Unterschiede zwischen den Ebenen des Angetroffenen und der Sprache in Rechnung³, so können wir auch sagen, dass in diesen Fällen die Sprache, und im Speziellen die Metapher, nicht der eigenen Selbsterkenntnis dienen, sondern vor allem der Schaffung einer jeweils bestimmten zwischenmenschlichen Szene. Dies ist auch im psychotherapeutischen Feld wohl bekannt, wo die Analyse der so genannten „Übertragungsbeziehungen“ als Vorbedingung für die Selbsterkenntnis gilt.

³ Siehe dazu A. Zuczkowski, in Galli 2010.

Sich freuen

Im zitierten Aphorismus von Nietzsche: "Alles Sich-freuen ist Loben", steht das Sich-Freuen immer mit dem Loben in Verbindung. Tatsächlich kommt es aber natürlich auch vor, dass die Person mit ihrer Zufriedenheit für sich bleibt, ohne sie mit anderen zu teilen. Wir wollen nun aber einige Texte untersuchen, wo die betreffenden Personen sich Metaphern bedienen, um auch andere in ihre Freude mit einzubeziehen und damit Anerkennung und Lob zu verbinden.

Sich über die eigene Geburt freuen

Ein prägnanter Text dafür ist der Psalm 139. Der Psalmendichter preist hier den Schöpfer, indem er mit Staunen und Bewunderung beschreibt, wie sein Körper sich im Leib der Mutter entwickelt:

Denn du hast meine Nieren bereitet
und hast mich gewebt im Mutterleibe.
Ich danke dir dafür,
dass ich wunderbar gemacht bin;
wunderbar sind deine Werke;
das erkennt meine Seele.
Es war dir mein Gebein nicht
verborgen,
als ich im Verborgenen gemacht
wurde,
als ich gestickt wurde unten in der Erde.

Der Psalmendichter beschreibt das Werk des Schöpfers mit der Metapher von Frauenhandarbeiten seiner Zeit, nämlich des Webens und des Stickens, also der gleichen Tätigkeiten, wie sie auch ein anderer biblischer Text (*Sprüche* 31) der tugendhaften Frau zuschreibt.

Im Mittelpunkt der Szene stehen der Schöpfer und sein wunderbares Wirken. Das Ich des Psalmendichters tritt in den Hintergrund. Das Bild seiner selbst ist das des Geschöpfes im Werden, das alles dem Wirken seines Schöpfers verdankt.

Sich über eine Ehrung freuen: Albert Camus erhält den Nobelpreis

Ich verwende als erstes Beispiel einen Text, den ich bereits an anderer Stelle analysiert habe (Galli 2005, 73) - den Brief, den Albert Camus an seinen früheren Volksschullehrer Germain schrieb, nachdem die Verleihung des Nobelpreises an ihn bekannt gegeben worden war (Camus 1994, 376):

Lieber Monsieur Germain,
Ich habe den Lärm sich etwas legen lassen, der in diesen Tagen um mich war, ehe ich mich ganz herzlich an Sie wende. Man hat mir eine viel zu große Ehre erwiesen, die ich weder erstrebt noch erbeten habe. Doch als ich die Nachricht erhielt, galt mein erster Gedanke, nach meiner Mutter, Ihnen. Ohne Sie, ohne Ihre liebevolle Hand, die Sie dem armen kleinen Kind, das ich war, gereicht haben, ohne Ihre Unterweisung und Ihr Beispiel wäre nichts von alldem geschehen. Ich mache um diese Art Ehrung nicht viel Aufhebens. Aber diese ist zumindest eine Gelegenheit, Ihnen zu sagen, was Sie für mich waren und noch immer sind, und um Ihnen zu versichern, dass Ihre Mühen, die Arbeit und die Großherzigkeit, die Sie eingesetzt haben, immer lebendig sind bei einem Ihrer kleinen Zöglinge, der trotz seines Alters nicht aufgehört hat, Ihr dankbarer Schüler zu sein. Ich umarme Sie von ganzem Herzen - Albert Camus.

Camus hätte den Ruhm des Nobelpreisträgers dazu benutzen können, sich in einer Position der Überlegenheit von den übrigen gewöhnlichen Menschen zu distanzieren. Stattdessen versetzte er sich in seine frühere Position als Kind und als Schüler zurück, als ihm die Arbeit seiner Erzieher - seiner Mutter und seines Lehrers - zugutekamen. Er hat die narzisstische

Aufblähung vermieden, ja sogar eine gewisse narzisstische Deflation eintreten lassen, indem er von sich nicht das Bild eines Menschen, der niemandem etwas schuldet, zeichnete, sondern das Bild des Beschenkten. Den Nobelpreis nahm er nicht zum Anlass, um sich selbst zu erhöhen, um sich den erreichten Erfolg selbst zuzuschreiben, seinen Fähigkeiten und seiner Willenskraft. Im Gegenteil: Er erkennt an, dass er diesen Erfolg wesentlich jenen zu verdanken hat, die ihm in den Anfangszeiten geholfen haben, sich zu entwickeln und seine Berufung zum Schriftsteller zu erkennen. In seinem Brief rückt er seinen Volksschullehrer mit Attributen und Metaphern höchster Wertschätzung in den Mittelpunkt, während er für sich selbst das Bild des kleinen Zöglings verwendet.

So können wir sagen, dass sich Camus nicht einer Übung in falscher Bescheidenheit unterzogen hat, sondern es verstanden hat, seine Ich-Identität mit seiner Wir-Identität zu verbinden (Elias 1987, Kapitel III).

Der Dichter Stazio stellt sich in der Göttlichen Komödie vor

In seiner *Göttlichen Komödie*, im *Fegefeuer* (XXI, 87-99), führt Dante den Dichter Stazio ein, der sich folgendermaßen vorstellt:

„Schmückte der Name mich, drin Ehre ruht
Für mich und Nachruhm; doch zum höchsten Preise,
Sprach jener, „fehlte mir des Glaubens Gut.
So wohl lautvoll floss meines Sanges Weise,
Dass Rom mich rief: Rom! mich! den Tolosanen,
Mich krönend mit verdientem Myrtenreife,
Dass heut die Welt noch ehrt des Statius Manen!

Von Theben sang ich – doch vom Tod bezwungen
Sank ich dahin auf des Achilleus Bahnen.
Gleich tausend andern hat auch mich durchdrungen,
Erwärmt, begeistert e i n e Sonnenflamme,
Dass adlergleich mein Sang sich aufgeschwungen:
Ich meine die Äneis, die mir Amme
Und Mutter war – wie hätt ich sonst gepflückt
Ein einzig Blättlein nur vom Lorbeerstamme?“

Auch Stazio wurde Ruhm und Ehre zuteil, aber in den Mittelpunkt will er stellen, was er der Dichtung der *Aeneis* von Vergil zu verdanken hat – eine Dankeschuld, die sein Ich völlig in den Hintergrund treten lässt. Der Dichter schreibt seine künstlerische Kreativität nicht sich selbst zu, sondern dem Einfluss des Vergil'schen Werkes, gekleidet in die Metaphern der „Saat“, des „Funken“, der „Mutter“ und der „Amme“.

Die Struktur des Feldes

Für die Schule der Gestalttheorie ist die Bipolarität eines der Organisationsprinzipien des phänomenalen Feldes: Das Wahrnehmungsfeld gliedert sich in zwei große Bereiche oder Subsysteme, in den Bereich des phänomenal Objektiven und in den Bereich des phänomenal Subjektiven (des phänomenalen Ich). Die beiden Bereiche zusammen können mit Koffka als das *Gesamtfeld* bezeichnet werden.

Bildlich lässt sich dies, wie mir scheint, am besten mit der Doppelspirale darstellen, mit ihrer vollendeten Kontinuität zwischen den beiden Kurven als Ausdruck der wechselseitigen Beziehung zwischen den beiden Polen. Im zwei-poligen Feld ergibt sich die Zentrierung, die sich in der wechselseitigen Beziehung des einen Pols zum ande-

ren einmal auf den Objektpol, einmal auf den Subjektpol verlagern kann, jeweils aus den Bedingungen im Gesamtfeld und seiner beiden Subsysteme.

Objekt



Ich

[Abbildung 1]

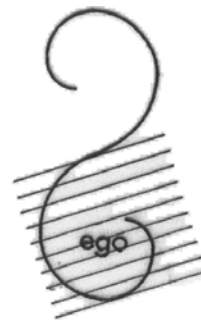
Die Feldstruktur des Sich-Beklagens und des Anklagens

Wenn ich sage, „Ich bin wie ein Fetzen“, dann sind die Ausdruckssqualitäten, die ich am Fetzen wahrnehme, sein Mangel an eigener Form, seine Schlappeheit usw., ähnlich oder analog zu Qualitäten, die ich mir selbst zuschreibe, dem noch schwachen, auf sich selbst zurückgeworfen Rekonvaleszenten. In diesem Fall bleibt die Bipolarität des Feldes aufrecht, das heißt, das phänomenale Ich und das Objekt stehen sich gegenüber.

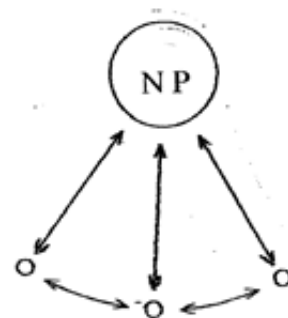
Wenn ich hingegen sage „Ich bin ein Fetzen“, dann verschwindet die Zweipoligkeit. Indem ich mich selbst als „Fetzen“ definiere, verschwindet auf der Stelle auch jede andere Qualität meines phänomenalen Ich. Der Fetzen mit seinen Eigenschaften ist nicht mehr *vor* mir, sondern *auf* mir und trägt wie ein Kleid oder eine Maske das Bild meiner selbst. Nun kann ich diese Maske benutzen, um eine bestimmte Rolle in der interpersonellen Szene einzunehmen: die des Hilfsbedürftigen oder die des Anklagenden im Sinne von Nietzsche.

Die Feldstruktur des Sich-Freuens und des Lobens

Die Analyse der zitierten Texte erlaubt die abschließende Feststellung, dass für eine sachlich angemessene Verbindung von persönlicher Zufriedenheit und Freude am Erfolg mit dem Lob und der Anerkennung in den meisten Fällen das Zurücktreten des Ich grundlegend ist, die Verlagerung des Akzents vom Ego der Person auf das Beziehungsgeflecht, in das sie eingebettet ist (siehe Abbildung 2): Camus will die Ehre des Nobel-Preises (N P) mit der Mutter und dem Lehrer teilen (siehe Abbildung 3).



[Abbildung 2]



[Abbildung 3]

Literatur

- Camus, Albert (1994): *Der erste Mensch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
Elias, Norbert (1987): *Die Gesellschaft der Individuen*. Frankfurt: Suhrkamp.
Galli, Giuseppe (1999, 2005): *Psychologie der sozialen Tugenden*. Wien: Böhlau Verlag.
Galli, Giuseppe (Hrsg., 2010): *Gestaltpsychologie und Person*, Wien: Krammer.
Kafka, Franz (1919): *Brief an den Vater*. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/169/1>
Nietzsche, Friedrich (1880): *Menschliches, Allzumenschliches*, 2. Bd. *Vermischte Meinungen und Sprüche*.